

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 6

Illustration: "Natürlich ist es wunderbar, dass er [...]"
Autor: Wessum, Jan van

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

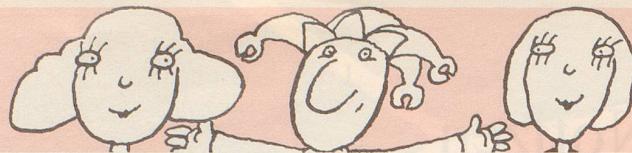
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Geschmacks-sachen

Es war einmal eine junge Frau, die hieß Isabelle. Sie hatte schon mehr als zwanzig Jahre gelebt, aber noch nicht viel über die Menschen gelernt. Als sie ihr näher bekannt wurden, staunte sie zuerst, wunderte sich dann und fürchtete sich schliesslich. Das kam so:

Isabelles Grossmutter Berta hatte einen stolzen Haushalt geführt und nebenbei noch Zeit gefunden, für andere Leute tätig zu sein: Berta kochte Konfitüren und Gelees nach ureigenen Rezepten, füllte die Köstlichkeiten

Von Ilse Frank

in handliche Gläser, versah diese mit sauberen Etiketten, auf denen «Himbeeren, Erdbeeren, Stachelbeeren, Äpfel, Brombeeren, Quitten, Zwetschgen, Mirabellen» stand, richtete im Holzschoß neben der Villa eine Verkaufsstelle ein, bot die Leckereien feil und gewann mit der Zeit Kundschaft aus allen Landesgegenden.

Die Qualität von Bertas Produkten sprach sich schnell herum. Wer nicht selbst brauen konnte oder wollte, kam, um zu ergattern, was die Fleissige offerierte. Berta wurde nicht nur als Herstellerin leckerer Brotaufstriche zum Begriff, sondern – und dies eigentlich in erster Linie – zur Institution. Man pilgerte zu ihr, wenn Freuden oder Leiden mitzuteilen waren, wenn Krankheiten drohten oder Seuchen wüteten. Berta hörte sich alle Reden an, gab überlegte Ratschläge, brachte zugleich eine Portion Marmelade an den Mann oder die Frau, empfing dafür Geld und gute Worte. Jeder Käufer, jeder Hilfesuchende war Berta dankbar, denn sie gab, was sie zu geben hatte. Der Lohn, den sie forderte, war gering. Ihr ging es um den Sinn des emsigen Treibens, nicht um die Rendite.

Isabelle hatte die Grossmutter ob ihres speziellen Einsatzes immer bewundert. Als die alte Frau schwächer wurde, reiste im Mädchen der Plan, den Handel zu übernehmen. Noch zögerte die Enkelin, weil sie ihrer Ahne nicht ins Handwerk pfuschen wollte. Doch Bertas Tod schuf eine neue Situation, verleitete Isabelle zum Schwur, den Gedanken ihrer

Grossmutter weiterzuspinne, das Werk fortzusetzen – wenn auch auf eigene Art.

Isabelle krempte frohgemut die Ärmel hoch. Sie wusste nichts anderes, als dass das Geschäft blühte, die Abnehmer Schlange standen, die Zahl der Freunde stetig wuchs. Dies sollte nach dem Willen der jungen Frau so bleiben.

Doch, wie erwähnt, Isabelle hatte wenig Ahnung. Zu wenig von der menschlichen Seele. Deshalb beging die Anfängerin Fehler um Fehler.

Die junge Frau berücksichtigte neue ernährungstechnische Grundsätze, gab Früchten und Beeren weniger Zucker bei, als dies ihre Grossmutter getan hatte. Ausserdem führte sie weniger bekannte Aromen ein, lancierte beinahe schon exotische Gläserinhalte: Nach der Sortimentserweiterung durch Pfirsich- und Aprikosenkonfitüre wagte sich Isabelle an «Kompositionen» mit Passionsfrüchten, Kiwis und frischen Feigen. Viele alte Abnehmer wollten die Schöpfungen gar nicht versuchen, andere überwanden ihre Skepsis, taten einen tapferen Kauf, probierten – und reklamierten. Das neumodische Geschlabber sei ungeniessbar, klönten sie, das bringe niemandem wahre Gaumenfreuden. Mit dieser Kost tue man sich selbst etwas zuleide, und Gästen anbieten dürfe man sie nicht, ausser man beabsichtige, unliebsame Gesellen für immer zu vertreiben.

Dies alles murmelten die Leute nicht etwa vor sich hin, nein, sie sagten es Isabelle offen oder gaben es ihr gar schriftlich. Immer neue Zettel hingen an der Tür des Holzschoßes, und was ursprünglich nach individuellen Unmutsbezeugungen ausgesehen hatte, ähnelte einer Verschwörung immer mehr.

Anstatt in sich zu gehen, den Pfad des Experimentierens zu verlassen und auf Grossmutter Spuren zu wandeln, blieb Isabelle, zaged zwar, aber immerhin, ihrer Linie treu. Sie wollte zu sich selbst stehen – und stand offensichtlich nur den anderen vor dem Glück. Überall war sie plötzlich als stur verschrien. Die Erbosten, die sie angriffen, fühlten sich nicht ernst genommen, weil Isabelle scheinbar nichts zu erschüttern vermochte.

In Wahrheit litt die junge Frau, grämte sich tage- und nächtelang, versuchte, sich dem Kundenge schmack anzupassen, traf ihn nicht, musste Vorwürfe einsteken, Beschuldigungen schlucken.

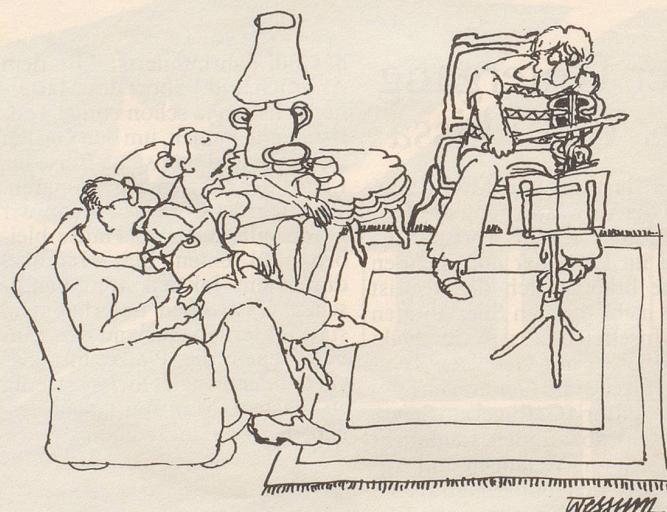
Einfach die Aufzeichnungen ihrer Grossmutter zu benützen, verbot sich Isabelle. Ihr erschien es ebenso anachronistisch wie unstatthaft, sich des geistigen Eigentums einer verblichenen Verehrten zu bedienen.

Mit den eigenen Ideen setzte sich Isabelle nicht durch. Sie verlor die Freude, den Mut. An einem frostigen Wintermorgen holte Isabelle Hammer und Näh gel, schritt damit zum Schopf, schlug die Metallstifte unter dem Vorhangeschloss ins Holz und entfernte sie nie wieder.

«Die beleidigte Leberwurst!» räunte das allein gelassene Volk. «Typisch für eine Versagerin, zu allem Elend noch stolz zu sein...»

Isabelle vernahm das Geraune nicht, bekam keine Schmähbriefe zu Gesicht. Sie hatte sich im ererbten, warmen Haus ver schanzt, hielt die Augen geschlossen und lauschte, um das mühevolle Erdenwallen zu ver gessen, himmlischer Musik.

In Dezennien des Einsiedlerlebens träumte Isabelle nur sporadisch, dann jedoch ausnahmslos von – Bienenhonig.



«Natürlich ist es wunderbar, dass er sein kreatives Talent entwickelt, anstatt auf der Strasse herumzulungern. Aber warum will er eigentlich nicht Schriftsteller werden?»

Ordnung muss sein

Zürichs Witwen haben's gut. Sie müssen sich nicht um das Grab ihres Liebsten kümmern. Das tut ausschliesslich der Friedhofgärtner. Schön und saison gemäss werden die Gräber geschmückt, abwechslungsweise mit Friedhofbegonien, «Dänkeli» und Tannästen. Natürlich nicht gratis, aber Ordnung muss sein in Zürich, auch auf den Friedhöfen!

Wo kämen wir hin, wenn jeder das Grab seiner Lieben selbst be pflanzen, es vielleicht aber ver nachlässigen würde? Einheit und Ordnung muss sein auf Zürichs Gräbern!

Dabei sollte es nicht bleiben. Ich rege mich schon lange auf über Zürichs Vorgärten. Sie ver

schwinden zwar langsam, aber die restlichen sind so unterschiedlich bepflanzt und gepflegt. Auch die Rasen in Zürichs Gärten lassen zum Teil einiges zu wünschen übrig (Einfluss der «Grünen»?). Wäre es nicht an der Zeit, dass man da Ordnung schaffen würde? Schliesslich haben wir auch Stadtgärtner, nicht nur Friedhofgärtner. Einheitlich bepflanzte Vorgärten, keine ungepflegten Rasen mit Feldblumen und Unkraut mehr, das wäre dieser Grossstadt ge mäss.

Auch vor den Fenstern herrscht Anarchismus. Da sollte ebenfalls eingegriffen werden: Keine roten Geranien mehr in den Blumenkistchen! Nicht nur aus politischen Gründen: Geranien passen einfach nicht zu Zürich, die gehören in die Bundesstadt, nach Bern. Für Zürich möchte ich weisse und blaue